

MARLENA
ROMAN

JULIE
BUNTIN

Nerven). Anfang Dezember feierte ich meinen fünfzehnten Geburtstag, wenige Tage später zogen wir aus Pontiac fort. Meine Mutter sagte, im Winter umzuziehen sei billiger. Sie hatte eine Girlande im Wohnzimmer aufgehängt, das leergeräumt war und nichts mehr mit uns zu tun hatte.

Als meine Eltern sich trennten, war mein Vater – ein beschürzter French-Toast-Koch, Schneeschuhträger, Scotchtrinker, Red-Wings-Fan und begnadeter Fänger, Umarmender und In-die-Luft-Werfer, bewundert von meiner besten Freundin Haesung, verachtet von meinem großen Bruder James und angebetet von mir – trotz gegenteiliger Beteuerungen schon lange nicht mehr stellvertretender Filialleiter bei Foodtown. Ihm war ungefähr vier Monate zuvor gekündigt worden. Zwar verließ er weiterhin morgens um acht das Haus, von Montag bis Freitag, doch er fuhr nicht zur Arbeit. Nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, verbrachte er seine Tage im Bett von Becky, einer Kellnerin Mitte zwanzig, mit der er jetzt zusammenlebt. Die Scheidung meiner Eltern war unangenehm, aber überraschend kam sie nicht.

Meine Mutter hatte als Kind ein paar Jahre in der Nähe von Silver Lake gewohnt, eine Zeit, die sie im Nachhinein als die glücklichste ihres Lebens bezeichnete – sie erinnerte sich an Kiesstrände, schneebedeckte Kiefern und Segelschiffmasten vor melodramatischem Sonnenuntergang. »Ich brauche einen Tapetenwechsel«, sagte sie zu uns, im Sommer der Scheidung, den sie praktisch daheim vor dem Computer verbrachte, um mit ihren Freundinnen von der Highschool zu chatten oder mit allen möglichen Männern zu flirten. »Hier weiß jeder alles über uns.« Später hat Jimmy mir erzählt, dass sie ihm eine Zeitlang fünf bis zehn Immobilienanzeigen täglich weiterleitete, mit Betreffzeilen wie: SIEH MAL! WIE BILLIG! In einem Punkt waren mein Bruder und ich uns einig: Mom war auf der Suche nach etwas, das sich niemals von ihr trennen würde, und was lag da näher als ein Stück Land? Wir warfen einander verstohlene Blicke zu, wenn sie wieder einmal ein Netz aus Möglichkeiten spann – wenn ich daran zurückdenke, vermisse ich Jimmy sehr. Das Haus in Silver Lake kaufte sie schließlich anhand einiger Fotos. Ich glaube nicht, dass sie auf die Ödnis gefasst war, auf den grauen Schnee, die vermüllten Vorgärten und den dichten, urwüchsigen Wald, der mir auf meinen Streifzügen gierig erschien, als wollten die Bäume mich verschlingen. Bis zum nächsten Supermarkt mit Gemüseabteilung fuhr man zwanzig Minuten, bis zu der Highschool, die ich ab Januar besuchen würde und die in einem anderen Bezirk lag, waren es dreißig. Der märchenhafte Wald und die klare, saubere Luft waren nicht schlecht, das musste selbst ich einsehen, aber im Grunde lebten wir im Niemandsland.

Ich wickelte mir den Schal um den Kopf und zog ihn mir tief ins Gesicht, zum Schutz vor der Kälte. Die Öffnung war gerade so groß, dass ich atmen und rauchen konnte. Mein Hals war schon ganz geschwollen von der Qualmerei. Wenn ich schluckte, schien ein Knoten durch meine Kehle zu rutschen. Eine Viertelmeile hinter dem Klettergerüst entdeckte ich die Spuren eines Schneemobils, das im Zickzack über den Waldweg gefahren war und Achten um die Baumstämme gezogen hatte. Kurz darauf hörte ich Musik, blechern und weit entfernt. Ich folgte dem Geräusch, bis ich die Melodie erkennen konnte und die Stimme eines Radiomoderators. Ich verstand ihn so deutlich, als hätte ich ihn am Telefon. Der Wald lichtete sich, und weiter vorn tat sich eine freie Fläche mit einer Art

Gebäude auf, langgezogen und niedrig und so dunkel wie ein Hämatom. An der Längsseite standen mehrere Schneemobile dicht beieinandergeparkt. Ich umrundete die Lichtung, ohne meine Deckung zu verlassen. Das Ding erinnerte mich an einen Zug, an einen Bahnwaggon. Die Fensterscheiben waren geschwärzt, alle bis auf eine, die herausgebrochen war; in der Öffnung stand ein Ventilator, dessen Rotorblätter sich langsam drehten. Es war ein Güterwaggon, wie ich ihn aus dem Kinderfernsehen kannte. Die Tür wurde aufgeschoben, ein Mann sprang heraus und schloss sie wieder. Er schaute in meine Richtung. »Hey«, rief er und setzte sich in Bewegung, »wer ist da?«

Ich wich zurück. »Ich gehe hier nur spazieren«, sagte ich. Ich musste mich anstrengen, laut genug zu sprechen.

»Komm mal kurz her«, sagte der Mann.

Ich drehte mich um und rannte los. Ich spürte seinen Blick in meinem Rücken und hörte erst zu rennen auf, als ich wieder beim Klettergerüst war. In der dicken Winterjacke hatte ich zu schwitzen angefangen. Ich ließ mich auf den halbwegs schneefreien Fleck unter der Rutsche sinken und wartete, bis mein Herz nicht mehr so stark klopfte, dann zündete ich mir die nächste Zigarette an. Ich beruhigte mich, rauchte auf und zerrte die braune Papiertüte aus meinem Rucksack. Ich biss in das Sandwich, schmeckte aber nichts als Salat und Mayonnaise und mehliges Tomate. Meine Mutter hatte den Aufschnitt vergessen.

Als ich wieder zu Hause war, mir ein sauberes T-Shirt angezogen und die Hände gewaschen hatte, sodass die Zigaretten nur noch zu riechen waren, wenn ich mir die Finger unter die Nase hielt, klingelte es an der Tür. Immer war ich diejenige, die darauf reagierte. *Dad*, dachte ich, wann immer ich ein Geräusch vor dem Haus hörte, und dann verdrängte ich das Wort schnell wieder.

»Ich wollte mich nur mal vorstellen«, sagte der Mann. Er stand unangenehm dicht vor mir. »Aber wir kennen uns ja schon. Ich wohne da drüben. Habe eine Tochter in deinem Alter.« Er sprach mit einem ganz leichten, merkwürdigen Akzent, als wären ihm alle Vokale verrutscht. Aus der Nähe betrachtet ähnelte er meiner zierlichen Mutter; sein Gesicht wirkte ausgemergelt, aber nicht unfreundlich. Abgesehen davon, dass er ziemlich klein war und sein Haaransatz von wunden Stellen bedeckt – auch rechts neben seiner Nase war eine, frisch aufgekratzt und blutig –, sah er aus wie ein ganz normaler Dad. Er hatte mich gerade noch beim Herumschnüffeln im Wald erwischt, aber hier machte er mir keine Angst.

»Hallo«, sagte ich. »Ja, Ihre Tochter habe ich schon kennengelernt, und Sal auch.«

»Sal? Dieser kleine Spinner«, sagte der Mann, als wären wir gute alte Freunde.

»Dahinten im Wald gibt es nichts zu sehen, Mädchen.«

»Okay.«

»Das ist bloß ein Privatgrundstück mit Bäumen drauf«, sagte er und ließ den Blick durch unseren Flur wandern. »Habt ihr gesehen, dass eure Regenrinne fast abgefallen ist?« Ich trat auf die Veranda hinaus, die kaum groß genug für uns beide war. Er zeigte in die

Höhe, wo eine Reihe von Eiszapfen die Blechrinne vom Hausdach getrennt hatte. »Siehst du?«

»Ich hole meine Mom.« Ich schloss die Tür hinter mir und ließ ihn einfach draußen stehen. In dem Sweatshirt und der zu großen Jeans sah er aus wie ein kleiner Junge mit gealtertem Gesicht.

Meine Mutter lag noch im Bett, unter einem Haufen Decken. Sie trug ihre Brille, hinter der ihre Augen aussahen wie am Grund eines Brunnens. »Wer ist da?«, fragte sie und blätterte eine Seite in dem dicken Taschenbuch um, das sie gerade las. Es ging um Zeitreisende und Sex in Schottland. Ich hatte sie alle gelesen.

»Ein Nachbar. Er sagt, unsere Dachrinne fällt bald runter.«

»Ist es das Wiesel aus dem Schuppen nebenan?«, fragte meine Mutter und schwang die Beine aus dem Bett.

Marlenas Vater ging mit uns ums Haus und schlug mit einem Schneeschieber die Eiszapfen ab. Sie bohrten sich in den Schnee. »Um diese Jahreszeit sollte man das alle paar Wochen machen, besonders wenn man in einem Fertighaus wohnt«, sagte er. »Wo die Regenrinne mit Knete angeklebt ist.«

»Vielen Dank.« Wenn er mit dem Rücken zu uns stand und sich nach den Eiszapfen reckte, stieß meine Mutter mich in die Seite und verdrehte die Augen. *Was für ein Typ*, flüsterte sie, *der weiß wohl alles*. Ein dutzend Eiszapfen fiel klirrend herunter. Der Mann stützte sich atemlos auf seinen Schneeschieber und sah meine Mutter an, als warte er auf ein Lob. »Das wusste ich gar nicht«, sagte sie.

»Wenn Sie noch einen Tag länger gewartet hätten, wäre alles kaputtgegangen.«

»Verstehe.«

»Wenn Sie möchten, mache ich Ihre mit, wenn ich meine mache. Ist gar kein Problem.«

»Ist schon gut«, sagte meine Mutter. Ich sagte gar nichts, ich spielte die stumme Zeugin, oder vielleicht war ich einfach nur neugierig. »Ob Sie es glauben oder nicht, ich habe einen erwachsenen Sohn. Das wäre doch mal eine Aufgabe für ihn.«

»Das glaube ich in der Tat nicht«, sagte Marlenas Vater, und sein Gesicht wurde tiefrot. »Sie können doch kaum älter sein als fünfundzwanzig.«

Der Effekt, den meine Mutter auf Männer hatte, machte mich als Teenager maßlos wütend, sogar schon in der Zeit vor meinen ersten sexuellen Erfahrungen. Ich nahm ihr übel, dass sie mir von ihrer Fähigkeit, selbst mit einem Kassengestell auf der Nase elegant auszusehen, so rein gar nichts vermacht hatte. *Das ist Ihre Tochter?*, sagten die Leute, wenn sie mich irgendwo vorstellte, gerade so, als würde ich sie zwingen, mich als ihren leiblichen Nachwuchs auszugeben. *Das?* Ich ließ die beiden draußen stehen.

Ich ging in mein Zimmer und las Moms Buch weiter, von der Stelle an, wo sie aufgehört hatte. Plötzlich stand Marlena in der Tür. Ich ärgerte mich, wenn auch nur ganz kurz. Ja, ich sehnte mich verzweifelt danach, ihre Freundin zu sein, aber ich hasste es, beim Lesen gestört zu werden.

»Deine Mutter hat mir gesagt, wo ich dich finden kann. Mein Dad ist wie hypnotisiert. Er schaufelt gerade den Schnee aus eurer Einfahrt. Ich glaube, er versucht, charmant zu sein.«

»Ja, das habe ich gemerkt.«

»Hier sieht es ja aus wie in einer Gefängniszelle«, sagte sie und kratzte sich am Hals. Sie trug ein Männerhemd über einem T-Shirt, das ihre Schlüsselbeine entblößte. Ich hatte sie schon einmal darin gesehen, es war das mit dem herausgeschnittenen Kragensaum.

Meine Einrichtung bestand aus einer Matratze, einem Umzugskarton, der mir als Kommode diente, und sechs Plastikwannen, jeweils drei davon übereinandergestapelt. An die Wand hatte ich ein Foto von Haesung und mir geklebt, daneben hing das Bild eines jungen Mannes mit freiem Oberkörper, ausgeschnitten aus dem Katalog von Abercrombie und Fitch. Neben der Tür zum Wandschrank standen zwei Kartons, die auszupacken ich mir noch nicht die Mühe gemacht hatte. Was war überhaupt darin? Sachen aus meinem alten Zimmer – eine Pinnwand, meine American-Girl-Puppe, ein paar Pferde aus Porzellan, die meine Oma mir geschenkt hatte, und Schuluniformen von der Concord, die für eine Woche gereicht hätten und die ich noch immer aufbewahrte.

»Ich habe eine Idee«, sagte Marlena und verschwand.

Kurz darauf kehrte sie mit zwei halbvollen Farbeimern zurück – einem gelben und einem blauen, den Farben von Michigan – und einer CD von James Taylor, Gitarrenmusik mit dem Duft von Lagerfeuerqualm, die mich an Dad erinnerte. Wir hebelten die verklebten Deckel mit einem Kochlöffel auf und kratzten die angetrockneten Farbschichten ab, um an den flüssigen Rest zu gelangen. Wir schmierten die Farbe an unseren Jeans und an unseren Armen ab und versuchten gar nicht erst, sauber zu arbeiten. Weil wir keine Pinsel finden konnten, rissen wir eine Packung Küchenschwämme auf, die wir unter der Spüle gefunden hatten. Wir schoben alles, was ich besaß, in die Zimmermitte und machten uns ans Werk, tunkten die Schwämme in die Eimer und streiften die überschüssige Farbe an meinem Kommodenkarton ab. Jede übernahm eine Wand. Marlena trällerte beim Streichen vor sich hin, sie übernahm die zweite Stimme und sang immer ein bisschen tiefer oder höher als James Taylor, je nach Lied. »Du hast wirklich eine schöne Stimme«, sagte ich.

»Ich habe das absolute Gehör«, erklärte sie. »Früher durfte ich im Chor die Soli singen, Gospel, Pop, alles. Aber leider habe ich zu oft geschwänzt.« Die CD brummte und ging wieder von vorn los. Diesmal sang ich mit, hangelte mich unbeholfen durch den Text. Singen konnte ich nur, wenn neben mir jemand den Ton angab. Bei »Fire and Rain« hielt Marlena mir einen Vortrag über musikalische Überleitungen, die angeblich den Zauber eines Stückes ausmachen. Sie hielt inne, ging zum CD-Player und spielte mir einzelne Stellen vor, doch ich konnte ihr schon bald nicht mehr folgen.

»Und, was vermisst du am meisten?«, fragte sie und musterte stirnrunzelnd den Kometen, den sie gerade gemalt hatte. »Deinen Freund? Deine beste Freundin?«

Seit unserem Umzug hatte Haesung sich sage und schreibe vier Mal bei mir gemeldet. Ich hatte ihre Mails fast sofort beantwortet, selbst die letzte, die nur eine weitergeleitete Nachricht war. Ich hatte immer noch das Gefühl, Haesung in- und auswendig zu kennen. Ich wusste, dass sie in einem Schuhkarton unter dem Bett Süßigkeiten hortete und dass sie hoffnungslos in unseren Französischlehrer verliebt war. Ich war dabei gewesen, als sie zum ersten Mal ihre Periode bekam, und ich hatte ihr gezeigt, wie man sich einen Tampon einführt. Seit unserer Kindheit hatten wir den Freitagabend zusammen verbracht, mit

anschließender Übernachtung entweder bei ihr oder bei mir. In den Monaten vor dem Umzug hatte ich versucht, sie zu anderen Unternehmungen zu überreden – nach Mitternacht aus dem Haus schleichen und zu 7-Eleven gehen, eine DVD wie *Eyes Wide Shut* ausleihen, vielleicht sogar etwas von Jimmys Marihuana klauen. Also echt, Cath, hatte sie gesagt, das ist doch bescheuert. Schlimmer noch, sie hatte gefragt: Wozu?

»Meinen Vater, glaube ich, auch wenn mich das zu so einer Art Verräterin macht. Oder vielleicht meine Schule? Wäre das als Antwort okay?«

»Nein. Auf keinen Fall.«

»Aber es war wirklich eine gute Schule«, sagte ich und war selbst erschreckt, wie das klang. Ich hatte lange gebraucht, bis meine Eltern mich die Bewerbung abschicken, geschweige denn hingehen ließen. Keiner von beiden hatte ein College von innen gesehen, eine Privatschule hatten sie schon gar nicht besucht. Beim Abschied von der Concord hatte ich das Gefühl gehabt, nun wäre mein kleines Leben vorbei. Die Erinnerung an meine Wutanfälle, die in den Augen meiner Eltern albern und übertrieben waren, erfüllt mich bis heute mich Scham. Nicht einmal Jimmy konnte mich verstehen. Ich wurde abgemeldet, die Schule erstattete die Gebühren. Meine Mutter bezahlte den Umzug größtenteils davon.

»Dann bist du also nicht bloß eine Streberin, du bist ein Genie!«

»Nein, es ist ... es ist nur, früher war mein Leben so, und jetzt ist es vollkommen anders.«

»Ich weiß, was du meinst. Als würde man einen Ersatzwelpen geschenkt bekommen, weil der erste von einem Auto überfahren wurde.«

»Ja, nur dass der Ersatzwelpen keine Beine hat.«

»Und anstelle von großen Hundeaugen hat er zwei Kieselsteine!«

»Ja, oder er hat gar kein Gesicht, und wenn man ihn ansieht, wird man von abgrundtiefer Traurigkeit erfüllt.«

»Igitt, ich kenne solche Leute. So guckt mein Freund, wenn ich sage, dass ich keine Lust auf Sex habe. Im Ernst, er macht so ...« Sie streckte die Zunge heraus und schielte, bis ich lachen musste.

Als die James-Taylor-CD zum dritten Mal lief, fragte sie, ob wir irgendetwas zu trinken im Haus hätten. Ich stand lange in der Küche herum und fragte mich, ob ich ihr einen Orangensaft oder einfach nur Leitungswasser bringen sollte. Ich entschied mich für Wasser mit Eiswürfeln. Die silberne Brosche an ihrem T-Shirt, eine Art Haus in der Größe einer Streichholzschachtel, bemerkte ich erst, als sie ihren Finger darauflegte, den Deckel aufspringen ließ und eine bläuliche Pille herausholte. Sie warf sich die Tablette in den Mund und lutschte darauf herum, dann zerbiss sie sie und spülte mit Wasser nach. Sie verzog das Gesicht, als hätte sie etwas Bitteres gegessen.

»Was war das?«

»Sei nicht so neugierig.«

»Was war es?«

»Manchmal habe ich Migräne.«

»Oh«, sagte ich. Es war seltsam, aber nicht seltsamer als die drei Kugelschreiberherzen auf ihrem Handrücken oder ihre blaue Wimperntusche oder die Tatsache, dass ihre